

EHRUNG

OBERMAYER GERMAN JEWISH HISTORY AWARDS

ÜBERREICHT AN:

ELISABETH BÖHRER

GABRIELE HANNAH, MARTINA &
HANS-DIETER GRAF

MICHAEL IMHOF

EGON KRÜGER

HILDE SCHRAMM & DIE STIFTUNG ZURÜCKGEBEN

AUSZEICHNUNG FÜR HERAUSRAGENDE LEISTUNGEN:

BENIGNA SCHÖNHAGEN

ABGEORDNETENHAUS BERLIN
21. JANUAR 2019

AUSEINANDERSETZUNG MIT DER VERGANGENHEIT

In den vergangenen Jahrzehnten haben zahlreiche Einzelpersonen und Organisationen in Deutschland mit kreativem und selbstlosem Engagement dazu beigetragen, das Bewusstsein für eine einstmals lebendige jüdische Kultur in ihren Gemeinden wieder wachzurufen und mit neuem Leben zu erfüllen. Sie haben recherchiert, Friedhöfe wiederhergestellt, Synagogen restauriert, Bildungsprogramme entwickelt, Ausstellungen organisiert, Websites erstellt, Bücher geschrieben und vergessene musikalische Werke wieder erklingen lassen. Alle zusammen haben damit einen großartigen Beitrag zur generationenübergreifenden und interkulturellen Versöhnung geleistet. Die Obermayer German Jewish History Awards wurden ins Leben gerufen, um diejenigen zu würdigen, die sich in herausragender Weise engagieren. Unter den bislang Ausgezeichneten waren Lehrerinnen und Lehrer ebenso wie Menschen aus technischen Berufen, Justiz und Rechtswesen, Kunst und Kultur, Verlagsgeschäft, Bankwesen und Unternehmensführung aus allen Regionen Deutschlands. Sie haben in ihren Gemeinden und weltweit Brücken gebaut und dadurch tiefe Beziehungen zu ehemaligen jüdischen Bürgern und ihren Nachfahren aufgebaut.

Gleichzeitig gelingt es dank ihrer Arbeit, auch jüngeren Generationen die Lehren der Geschichte zu vermitteln.

OBERMAYER FOUNDATION, INC.
15 GREY STONE PATH
DEDHAM, MASSACHUSETTS 02026, USA

www.obermayer.us/award/
+1-781-234-2490

EINE BEREICHERUNG FÜR DIE ZUKUNFT



In diesem Jahr werden die Obermayer German Jewish History Awards zum 19. Mal verliehen. Die Auszeichnung geht zurück auf Dr. Arthur S. Obermayer, einen hoch angesehenen amerikanischen Unternehmer, Wissenschaftler und vielfältig engagierten Menschen, dessen Großeltern mütterlicher- wie väterlicherseits aus Süddeutschland stammten. Auf seinen Deutschland-Reisen zu den Wurzeln seiner Familie traf Dr. Obermayer auf zahlreiche Menschen, die sich für ein stärkeres Bewusstsein für die jüdische Lokalgeschichte und die Wertschätzung der jüdischen Kultur einsetzten – eine Arbeit, die in seinen Augen öffentliche Anerkennung verdiente: „So viele Menschen in aller Welt, insbesondere Juden, haben den Deutschen bis heute nicht vergeben und wollen nicht anerkennen, dass nahezu die gesamte deutsche Bevölkerung von heute nichts mit dem Holocaust zu tun hatte und versucht, ihren Beitrag zur Wiedergutmachung für die Taten ihrer Vorfahren zu leisten“, sagte er in einem Interview kurz vor seinem Tod im Jahr 2016.

Das Leben in Deutschland war einst stark geprägt von Werken jüdischer Gelehrter, Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler, die oft in gemeinschaftlicher Arbeit mit anderen Deutschen entstanden. Das nationalsozialistische Regime und die damit einhergehende Auslöschung der deutsch-jüdischen Gemeinschaft beendete eine lange Periode der friedlichen Koexistenz und Zusammenarbeit.

Heute interessiert und engagiert sich jedoch eine wachsende Zahl deutscher Einzelpersonen und Organisationen für jüdische Geschichte und Kultur. In jahrelanger Arbeit haben viele sich dafür eingesetzt, dass diese Geschichte nicht in Vergessenheit gerät, oft unter großem persönlichem Einsatz und ohne öffentliche Anerkennung. Die Obermayer German Jewish History Awards schaffen eine Gelegenheit, die Leistungen dieser Personen und Organisationen zu würdigen. Ihr Wirken spiegelt eine persönliche Beziehung zur jüdischen Geschichte wider und verkörpert das jüdische Konzept des Tikkun Olam (Reparatur der Welt).

Weltweit gibt es immer noch viele, die bereit sind, Juden oder andere Minderheiten in Worten oder Taten zu unterdrücken. Die hier Gewürdigten sind mit den aus der Geschichte zu ziehenden Lehren bestens vertraut und tragen dazu bei, den Kampf gegen Intoleranz voranzubringen. Sie stehen beispielhaft dafür, dass aus dem Anerkennen der dunklen Vergangenheit eines Landes die Motivation hervorgehen kann, Positives für Gegenwart und Zukunft zu bewirken.

Preisträgerin

ELISABETH BÖHRER

Sondheim v.d. Rhön, Bayern

*„Ich wollte immer mehr erfahren,
mehr tun.“*

In ihrer Wohnung, gesteht Elisabeth Böhrer, herrscht ziemliches Chaos. „Überall stapeln sich Papiere; es sieht aus wie bei einem Professor. Ich kann nicht einmal Besuch empfangen, weil ich nur einen Raum habe, in dem man sich hinsetzen kann.“ In Wirklichkeit würde sie es gar nicht anders haben wollen, und der Grund dafür reicht drei Jahrzehnte zurück in eine Zeit, als ihr Zuhause noch deutlich „aufgeräumter“ war.

Als Gästeführerin im unterfränkischen Schweinfurt übernahm sie 1991 die Aufgabe, Dutzende ehemalige jüdische Bürger während der Feierlichkeiten anlässlich des 1200-jährigen Stadtjubiläums durch den Ort zu führen. Zur Vorbereitung auf den Besuch las sie in aller Eile so viel wie möglich zur lokalen jüdischen Geschichte nach. „Aber das Großartige war, die Menschen tatsächlich zu treffen und kennen zu lernen“, erinnert sie sich. „[Ich] empfand sie alle als so freundlich und interessant. Das war damals mein erster Kontakt mit jüdischen Menschen, und ab dem Moment hatte ich eine Verbindung zu ihnen. Das war etwas sehr Persönliches für mich. Ohne diese Begegnung mit den ehemaligen jüdischen Bürgern wäre das alles nicht in Gang gekommen.“

„Das alles“, ausgelöst durch diese ersten Begegnungen, hat sich im Laufe der Zeit zu ihrem Lebenswerk als leidenschaftliche, akribische – und autodidaktische – Lokalhistorikerin entwickelt, die sich der Bewahrung der Geschichte der Landjuden in Unterfranken und der Dokumentation jüdischen Lebens für zukünftige Generationen widmet. Die Papierstapel in ihrer Wohnung bilden ein umfassendes Archiv jüdischen Lebens und jüdischer Geschichte, aus der Zeit vor dem Holocaust ebenso wie aus früheren Jahrhunderten.

Die bewegenden Familiengeschichten und -erfahrungen ließen Böhrer nicht mehr los, und so reiste sie im Jahr darauf nach New York, um einige Nachfahren jüdischer Bürger von Schweinfurt zu treffen. In der Folgezeit baute sie enge Beziehungen auf

und pflegte regelmäßige Briefwechsel mit den Nachfahren. Damals begann sie auch mit der Erstellung von Familienstammbäumen. „Ich habe alles Schritt für Schritt entwickelt, im direkten Austausch. Ich wollte immer mehr erfahren, mehr tun“, sagt sie. Böhrer war unermüdlich in ihren Recherchen. Sie sammelte alte Zeitungsartikel und alles, was sie an Informationen aus der Vorkriegszeit über Schweinfurt finden konnte, wo bis 1933 noch 363 Juden gelebt hatten. Sie lud zahlreiche Nachfahren zu Besuchen in der Stadt ein, führte sie zu den ehemaligen Häusern ihrer Familien und zum Schweinfurter jüdischen Friedhof aus dem 19. Jahrhundert. Dieser war während der Nazizeit weitgehend von Zerstörungen verschont geblieben, aber man wusste kaum etwas über ihn. Böhrer entschloss sich, das zu ändern.

„Die Grabsteininschriften waren teilweise schwer zu entziffern, und da auf dem Friedhof Menschen verschiedener Religionen begraben waren, musste ich alle Begräbnisse ab 1874 in den Registern durchgehen, um festzustellen, wer jüdisch gewesen war und wer nicht“, erklärt Böhrer. „Es war manchmal sehr kompliziert, herauszufinden, wer unter welchem Grabstein begraben lag, aber es war mir sehr wichtig, den Nachfahren die Gräber ihrer Vorfahren zeigen zu können.“ 2009, nach fünf Jahren sorgfältigster Recherche- und Schreiarbeit, brachte Böhrer ein Buch über den jüdischen Friedhof von Schweinfurt heraus, mit Informationen über mehr als 300 Gräber, die heute auch im JewishGen-Online-Register weltweiter Bestattungen (JOWBR) zu finden sind.

Aber dabei blieb es nicht: Böhrer wollte alles in Erfahrung bringen, was noch über die ehemaligen jüdischen Bürger von Schweinfurt zu finden war, und begab sich in die Tiefen der Archive in der Umgebung und in München. Die Recherchen wurden dadurch erschwert, dass Juden in der Region bis vor 200 Jahren keine Familiennamen verwendeten, sondern nur den „Vatersnamen“, sodass die Namen sich mit jeder Generation änderten. Erst 1811, als die bayerische Regierung die Dorfpfarrer zur Erfassung jüdischer Geburten, Eheschließungen und Sterbedaten verpflichtete, wurden klare Familiendaten verfügbar.

Aber von solchen Hindernissen ließ Böhler sich nicht abschrecken. Sie wandte sich unter anderem an das Bundesarchiv und machte es zu ihrer Mission, die Namen und Schicksale von 1.500 fränkischen Juden zwischen 1933 und 1945 zu recherchieren.

Darüber hinaus half Böhler jüdischen Familien auch beim komplexen Prozess der Restitution. „Meine jüdischen Freunde erzählten, dass sie niemals Geld für die Häuser ihrer Verwandten bekommen hätten. Die Restitution war für sie schwierig“, sagt sie. Wenn Böhler die heutigen Hausbesitzer auf die früheren Eigentumsverhältnisse ansprach, hieß es oft: „Wir mussten zweimal für unser Haus zahlen, einmal beim Kauf und einmal bei der Wiedergutmachung.“ „Ja, ihr musstet zweimal zahlen“, war dann ihre Antwort, „weil ihr beim ersten Mal zu wenig gezahlt habt.“

Die 1953 geborene Böhler wuchs in im nahe gelegenen Bad Kissingen auf, wo ihr Vater eine Bäckerei betrieb. Ihre Mutter erzählte ihr Geschichten über das schreckliche Leiden der Juden unter den Nationalsozialisten, aber ansonsten wusste sie wenig über die jüdische Vergangenheit der Region. Als Älteste von vier Geschwistern arbeitete Böhler nach dem Abschluss der Realschule als Verwaltungsangestellte für das Landratsamt, bevor sie in Würzburg ihre Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten abschloss. Sie heiratete mit Ende zwanzig und bekam zwei Söhne. Später zog sie nach Schweinfurt, wo sie als Gästeführerin arbeitete und ihre Leidenschaft für die Erforschung der jüdischen Vergangenheit entwickelte.

Seither hat Böhler zahlreiche faszinierende Geschichten aufgedeckt zu Juden aus der Region Schweinfurt, die weltweit zu großem Einfluss gelangten. Einer von ihnen war Joseph Sachs, dessen Sohn Samuel später der berühmte amerikanische Investment-Banker wurde und Goldman Sachs seinen Namen gab. Böhler fand heraus, dass Joseph Sachs aus einem nahe gelegenen Dorf stammte, und konnte das Grab seiner Familie lokalisieren.

Dank ihrer Forschungstätigkeit ist heute auch bekannt, dass Großvater und Urgroßvater von Charlotte Knobloch, der ehemaligen Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, aus einem Dorf nahe Schweinfurt stammten. Auch für diese Familie erstellte sie einen Familienstammbaum, ebenso wie für Elizabeth Steinberger aus Chapel Hill, North Carolina, USA. Steinbergers Onkel Jack Steinberger wurde 1988 mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet, und ihr Großvater Ludwig Steinberger war von 1892 bis 1937 Kantor der Synagoge von Bad Kissingen.

„Es war mir eine große Ehre, den Familienstammbaum für einen Nobelpreisträger erstellen zu dürfen“, sagt Böhler, die zunächst anlässlich des Stadtjubiläums 1991 Jack Steinbergers Cousine Hilde kennen gelernt hatte und später die Familie bis ins Jahr 1755 zurück-

verfolgen konnte. „Die Familie hatte schon intensiv nach ihren Wurzeln recherchiert, aber bis dahin hatten sie keine Informationen gefunden. Ich entdeckte, dass ihr Familienstammbaum im Internet falsche Angaben zum Sterbeort von Jacks Urgroßmutter enthielt, und fand heraus, wo ihre Großmutter begraben war. Ich wusste, wo man danach suchen musste.“

Elizabeth Steinberger ist voll des Lobes für Böhlers Fähigkeiten: „Elizabeth ist das Orakel für deutsch-jüdische Geschichte in Bad Kissingen und Umgebung. Was sie nicht weißt, ist vermutlich auch nicht dokumentiert“, sagt Steinberger. „Sie ist eine erfahrene Archivarin und unglaublich sachverständig, was das Aufspüren und Entschlüsseln genealogischer Dokumente angeht. Ihre Kompetenz, ihre messerscharfe Präzision und die Sorgfalt, mit der sie sich ihrer Arbeit widmet, verdienen unseren tiefsten Respekt und größte Dankbarkeit. Ihr unermüdliches Engagement und ihre unendliche Freundlichkeit haben zur Überwindung des jahrzehntelangen Bruchs zwischen Deutschland und seinen ehemaligen jüdischen Bürgern beigetragen.“

In den letzten Jahren hat Böhler zahlreiche Artikel für das regionale Heimatjahrbuch geschrieben; sie hält Vorträge und leitet Führungen durch Obbach, ein kleines, ehemals jüdisches Dorf westlich von Schweinfurt, über das sie auch ein Buch geschrieben hat. Daneben deckt sie mit ihrem kritischen Blick für Details auch Fehler in Zeitungsberichten zu Familiengeschichten auf und sorgt für Korrekturen. In ihrem Bemühen um die Aufdeckung und Wiederherstellung der Vergangenheit dreht Böhler, wenn es sein muss, noch den kleinsten Stein um.

„Viele Menschen verstehen nicht, warum ich das tue. Sie protestieren nicht dagegen, aber sie haben auch kein Verständnis dafür. Aber ich denke, ich muss das machen. Es gibt noch so viel zu tun.“ Ja, ihre Wohnung ist übervoll mit Papieren, aber das ist die Sache wert: „Wenn junge Leute mich fragen, was damals passierte, kann ich es ihnen sagen. Ich glaube, die meisten Menschen wissen gar nicht wirklich, wie das Leben in Deutschland war. Ich bin überzeugt, dass die Arbeit wichtig ist für die jüdischen Menschen, die ihre Heimat verloren haben, und ich sehe ja, wie dankbar sie sind, wenn ich ihnen die Häuser und die Geschichte zeigen kann. Die Arbeit geht weiter. Es ist ein Prozess, der immer weitergeht.“

Vorgeschlagen von: Daniela Calvary, Buenos Aires, Argentinien; Mark Dornhelm, Brooklyn, NY, USA; Charles Marks (verst.), Sharon, MA, USA; Faye Salmon, Ft. Lee, NJ, USA; Edith Schwartz, Little Neck, NY, USA; Elizabeth Steinberger, Chapel Hill, NC, USA; Dana-Leigh Strauss, Surrey, UK; Lou und Frances Walter, Pompton Plains, NJ, USA

Preisträger

GABRIELE HANNAH, MARTINA & HANS-DIETER GRAF

Mainz und Seeheim-Jugenheim, Rheinland-Pfalz

„Wenn ich Menschen treffe und kennen lerne, verliere ich meine Angst.“

Gabriele Hannah glaubt an die Kraft einer gut erzählten Geschichte. Die Art von Geschichte, bei der man die Menschen, um die es geht, wirklich kennen lernt und ihre Freuden, ihre Kämpfe und ihre Motivation versteht.

Hannah hat es sich gemeinsam mit ihrem Bruder Hans-Dieter Graf und seiner Frau Martina Graf zur Aufgabe gemacht, diese Art von Geschichte zu erzählen. Gemeinsam haben sie drei Bücher geschrieben, weitere herausgegeben und Dutzende von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, die alle das Leben der Juden in der Region Rheinhessen auf interessante und tiefgründige Weise zum Gegenstand haben.

Hannah nennt zwei wichtige Gründe, diese Geschichten zu erzählen, die gleichzeitig wohl auch der Grund sind, warum die Geschichten beim Lesepublikum so gut ankommen: Der eine ist die Erinnerung an die Vergangenheit – und zwar nicht nur an die Geschehnisse der Nazizeit, sondern auch die Jahrhunderte lebendiger jüdischer Kultur davor.

Der zweite ist die Nutzung der Macht des Erzählens, um Intoleranz und Angst in der heutigen Zeit zu begegnen. Personen der Vergangenheit wieder lebendig werden zu lassen, schafft Verständnis für die Menschen und ihre Kultur. „Angst habe ich vor dem, was ich nicht kenne. Wenn ich Menschen treffe und kennen lerne, verliere ich meine Angst“, sagt Hannah. „Man hat vielleicht ein Bild von einem Menschen – aber wenn man ihn durch seine Geschichten kennen lernt und erfährt, wie er gelebt hat, verliert man diese Angst; man öffnet sich. Und es schreckt einen nicht mehr, wenn jemand anders ist ... man entwickelt keinen Hass.“

Die erste Geschichte, die das Trio zum Schreiben anregte, war die von Abraham David, der

1862 im Alter von 17 Jahren in die USA ausgewanderte. Er stammte aus Hannahs Heimatort Gimbsheim in der Region Rheinhessen und geriet direkt in den amerikanischen Bürgerkrieg. Die Verwandten, bei denen er eigentlich unterkommen wollte, lebten im Süden, jenseits der Kampflinie. Hannah und die Grafs entdeckten, dass es im Zentrum von Wilmington in North Carolina noch heute ein Haus mit dem Namen David gibt. Nach dem Krieg ließ er sich tatsächlich im Süden nieder und eröffnete ein Herrenbekleidungs-geschäft. Als renommierter Händler brachte er unter anderem Levi Strauss Jeans in die Region.

Die drei fanden sein Leben so faszinierend, dass sie sich entschlossen, ein Buch über ihn zu schreiben: *Vom Rhein an den Cape Fear River* erschien 2013. Diese Biografie markiert aber nur den Anfang der umfassenden Arbeit der Familie Graf/Hannah zum jüdischen Vermächtnis in Rheinhessen.

„Mit Abraham David begaben wir uns in die jüdische Vergangenheit, und die Türen öffneten sich weit“, erzählt Hannah. „Wir sagten uns: ‚Moment mal, da muss es noch viel mehr geben.‘ So machten wir uns an die Erforschung der jüdischen Familien und waren einfach überwältigt von dem, was wir fanden.“

Die Gruppe besuchte Archive in Deutschland und Belgien und recherchierte akribisch im Leo Baeck Institute in New York und dem William Breman Jewish Heritage Museum in Atlanta, Georgia, USA. Auf Basis von Primärdokumenten, Fotografien, Recherchen in genealogischen Datenbanken und einem von ihnen initiierten ausführlichen Briefwechsel mit jüdischen Nachfahren trugen sie einen riesigen Informationsschatz zum Leben von rund 1.700 Einzelpersonen aus 600 jüdischen Familien zusammen, die einst in der Region gelebt hatten. „Auch wenn ein Name nur einmal in unserer dokumentierten Geschichte auftauchte, so mussten wir herausfinden, wer dahinter stand“, erinnert sich Hannah.

Nach siebenjähriger Arbeit erschien im Mai

2018 schließlich ein 556 Seiten starkes Werk, *Die Juden Vom Altrhein*, das die jüdische Geschichte und die Geschichten der jüdischen Familien der Region erschöpfend darstellt. Die Nachfahren leben heute unter anderem in Schweden, der Schweiz, Großbritannien, Israel, Brasilien und den USA. Die Grafs und Hannah haben sowohl jüdische als auch deutsche Familien interviewt und stützen sich auf Berichte von einigen der letzten noch lebenden Zeitzeugen der Kriegszeit.

„Wenn wir an jüdische Geschichte in Deutschland denken“, sagt Hannah, „denkt man als Erstes an diese 12 Jahre [der Nazizeit], und wir vergessen die fast 1.000 Jahre davor und auch die Zeit danach. Wir schulden den Toten die Wahrheit, und wir schulden ihnen unser Gedenken. Aber unser Buch ist den lebenden Nachfahren auf beiden Seiten gewidmet. Wir wollten zeigen, dass sich das Leben auch für sie verändert hat und dass es den Nazis nicht gelungen ist, die jüdischen Familien vom Altrhein auszulöschen.“

Neben der schieren Größe und dem riesigen Umfang – das Buch wiegt 2,5 Kilogramm – ist es vor allem die großartige Erzählkunst, die das Werk einzigartig macht. Hannah und die Grafs wollen durch das Schreiben die Vergangenheit erklären. Dafür bringen sie vielfältige Fähigkeiten und Erfahrungen in ihre Arbeit ein: Gabriele Hannah hat Masterabschlüsse in Germanistik und Amerikanistik gemacht und in Amerika, London und Moskau gelebt; Hans-Dieter Graf hat als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mainz und im PR-Bereich gearbeitet; und Martina Graf war als Autorin für die Brockhaus-Enzyklopädie und das Enzyklopädie-Jahrbuch tätig.

Neben *Die Juden vom Altrhein* hat die Gruppe zahlreiche Artikel in der Regionalpresse sowie auf ihrer Website, www.erichgraf.de, veröffentlicht. Sie haben Nachfahren durch die Orte Gimsheim, Hamm, Eich und Worms und zu den Familiengräbern auf den jüdischen Friedhöfen von Mainz, Alsheim und Osthofen geführt. Zu ihren Publikationen gehört auch ein Kinderbuch, *Moppi und Peter*, das die wahre Geschichte zweier Hunde und ihrer jüdischen Eigentümer während der Nazizeit erzählt und so ein kraftvolles Gleichnis für ein junges Publikum schafft. „Die jungen Leser können sich mit dem Schicksal von Moppi und Peter identifizieren. Sie fühlen mit ihnen mit, und dann stellen sie die richtigen Fragen. So kann man ihnen dieses so schwierige Thema vermitteln“, sagt Hannah.

In ihrer Arbeit finden sie Unterstützung bei der evangelischen als auch der katholischen Kirche in der Region sowie aus Politik und

Verwaltung. Aber die Gruppe hat durchaus auch Widerstand erfahren. „Es gibt immer Menschen, die das Thema ablehnen, die versuchen, uns zu behindern und uns Steine in den Weg zu legen, um uns zu entmutigen“, sagt Hannah, „aber wir nutzen diese Steine dann einfach als Trittsteine, um auf die nächste Ebene zu gelangen.“

„Gabriele Hannah, Hans-Dieter Graf und Martina Graf stehen nicht nur für den Geist der Versöhnung und Freundschaft, sondern widmen sich auch ganz praktisch der Umsetzung dieser Ideale. Sie haben die Erinnerungen der Opfer des Holocaust bewahrt und den Nachfahren eine große Ehre erwiesen“, sagt Joe Schwarz aus Ramat HaSharon, Israel, dessen persönliche Erfahrung mit der Gruppe ihn zu seinem eigenen Buch anregte: *Stepping Forward Into the Past (Ein Schritt vorwärts in die Vergangenheit)* wurde später von Martina Graf aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.

Es ist die Hoffnung von Hannah und den Grafs, mit ihrem Buch so viel Aufmerksamkeit für die jüdische Geschichte zu wecken, dass es gelingt, gemeinsam mit den Menschen vor Ort und den Nachfahren jüdischer Familien vom Altrhein eine der wenigen noch existierenden Landsynagogen zu erhalten: die 1891 erbaute Synagoge von Eich, die derzeit immer weiter verfällt. Das Gebäude, das 1936 verkauft und später als Stall und Lager genutzt wurde, ist ein Kulturdenkmal und zeigt noch die klassischen Zeichen einer Synagoge, mit ihren zwei Gebotstafeln auf der Giebelspitze. Aber es wurde nichts für die Wiederherstellung getan, und Hannah befürchtet, dass „es nur eine Frage der Zeit ist, bis alles verfällt und verloren ist.“ Wie das Schicksal der Synagoge ist auch die Bewahrung der Erinnerung in Rheinhessen ein Wettlauf mit der Zeit.

„Es ist unsere Pflicht und es liegt an uns, ihre Geschichten zu erzählen, um sie der jüngeren Generation zurückzugeben, damit auch sie Geschichten erzählen können, so dass das Geschehene nicht in Vergessenheit gerät“, sagt Hannah. „Es war uns sehr wichtig, die Geschichte der Juden vom Altrhein zu bewahren. Das Vertrauen [der Nachfahren] hat uns sehr berührt und uns gezeigt, dass durch persönliche Begegnungen Erinnerungsarbeit tatsächlich möglich wird, die befreit und die Last der Vergangenheit erleichtert. Und wenn das geschieht, gibt es Hoffnung auf Versöhnung.“

Vorgeschlagen von: Sanford Jacoby, Los Angeles, CA, USA; Jack Myers, Philadelphia, PA, USA; Joe Schwarz, Ramat Hasharon, Israel



Preisträger

MICHAEL IMHOF

Petersberg, Hessen

„Ich weiß, dass wir die Welt nicht verändern können, aber wir können [Lehren] vermitteln ...“

Als Lehrer und Lokalhistoriker im hessischen Fulda hat Michael Imhof sich in den vergangenen drei Jahrzehnten leidenschaftlich dafür engagiert, jungen Menschen ebenso wie Erwachsenen das reiche jüdische Vermächtnis der Region zu vermitteln. Er hat Führungen durch das jüdische Fulda geleitet, zahllose Vorträge an Schulen und in den Gemeinden gehalten, eine Gedenktafel für im Holocaust ermordete jüdische Schüler initiiert und eingeweiht und erfolgreiche Partnerschaften zwischen der Hochschule Fulda und mehreren israelischen Universitäten aufgebaut.

Darüber hinaus hat er zwei monumentale Bücher geschrieben: Das 440 Seiten starke Werk *Juden in Deutschland und 1000 Jahre Judentum in Fulda* erschien im Jahr 2011. Und *400 Jahre Juden in der Rhön* wurde 2017 veröffentlicht. Das Thema ist heute auch Teil einer Wanderausstellung.

Imhof ist es stets ein tiefes Anliegen gewesen, das Interesse junger Menschen zu wecken und ihnen ein Thema so nahezubringen, dass seine Relevanz für die heutige Zeit klar wird: „Ich weiß, dass wir die Welt nicht verändern können, aber wir können den Schülern ein Bewusstsein für Diskriminierung vermitteln, für ihre Menschlichkeit und ihr Gefühl für andere – gegenüber Menschen, die Hilfe suchen und brauchen“, sagt er. „Wir können ihnen neue Denkanstöße zur jüdischen Geschichte geben und sie zur Beschäftigung mit ihrer Lokalgeschichte anregen. Ich denke, auf diese Weise können wir versuchen, sie gegenüber bestimmten [rechtsextremen] Tendenzen immun zu machen. Ich zeige den Schülerinnen und Schülern immer, was passieren kann, wenn wir uns nicht gegen Antisemitismus und Rassismus gegenüber Minderheiten engagieren.“

Auch als Pensionär leitet Imhof weiterhin mehrmals im Monat Schüler-Workshops zur jüdischen Geschichte. Dabei setzt er Powerpoint-Präsentationen auf geschickte Weise ein, um junge

Zuschauer zu interessieren. „Ich rede nicht nur, ich lasse sie auch schauen. Vieles erkläre ich anhand von Bildern, die ich mit den Biographien der Menschen verbinde. Ich versuche immer, die Person hinter den Dokumenten lebendig werden zu lassen“, sagt er. Mit diesem Ansatz gewinnt er die Aufmerksamkeit der Schüler, die gleichzeitig etwas lernen. „Wenn sie die Bilder von ihren Straßen und Dörfern anschauen, nehmen sie auch die Information mit, dass es dort einmal eine Synagoge gab und sagen: ‚Das wusste ich nicht. Aber mein Großvater hat mir schon mal etwas von den Juden erzählt. Da frage ich noch einmal nach‘“, sagt Imhof.

Imhof wurde 1947 in Fulda geboren und wuchs in einer Familie auf, die sich den Nationalsozialisten offen und couragiert widersetzt hatte. Seine Mutter verbot seinem älteren Bruder, der Hitlerjugend beizutreten, und half einem desertierten Verwandten, sich bis zum Ende des Krieges versteckt zu halten. Imhofs Vater, der in einem Nachbardorf als katholischer Lehrer tätig war, geriet aufgrund seiner religiösen Überzeugung mit den Nationalsozialisten in Konflikt. Die Auschwitz-Prozesse in Frankfurt fielen in Imhofs Gymnasialzeit und waren prägend für sein Einstellung zur Schuld der Deutschen. „Es war schockierend für mich ... und brachte mich zum Nachdenken“, erklärt er.

Später unterrichtete er an einem nordhessischen Gymnasium und an einer Gesamtschule in Marburg, bevor er 1980 nach Fulda zurückkehrte, wo er als Lehrer an der berufsbildenden Ferdinand-Braun-Schule und später als Dezernent für die Lehrerfortbildung am Staatlichen Schulamt tätig war.

Dort begann er auch gemeinsam mit einer Handvoll Lehrer mit seinen Recherchen zur nationalsozialistischen Vergangenheit und zur jüdischen Geschichte der Region. Er besuchte mit Schülern jüdische Stätten wie Friedhöfe, Synagogen und Häuser ehemaliger jüdischer Bürger und organisierte Konzerte mit jiddischen Liedern.

Einen Schub bekam Imhofs Arbeit 1987, als der Fuldaer Bürgermeister Wolfgang Hamberger jüdische Überlebende und ihre Familien in die Stadt einlud. Mit seiner Gruppe von Kollegen,

die sich inzwischen *Geschichtswerkstatt* nannte, interviewte Imhof um die 30 der 150 Überlebenden und Nachfahren, die aus aller Welt – unter anderem Australien, Südamerika, Frankreich, den USA und Israel – angereist waren. „Ich sagte: ‚Das ist eine einmalige Chance, die sich nicht noch einmal bieten wird‘“, erinnert sich Imhof. „Einige hatten die Konzentrationslager überlebt.“

Eine besonders interessante Verbindung ergab sich im Laufe dieser Besuchswoche mit zwei Schwestern, deren Familie einst das Haus gehört hatte, das Imhofs Schwiegereltern in den 1950er Jahren gekauft hatten. „Im Zuge unserer Recherchen hatten wir Dokumente gefunden, die belegten, was [mit ihrem] Bruder passiert war und dass ihr Haus in der Nazizeit gestohlen worden war. Ich hatte nicht erwartet, ihnen jemals zu begegnen“, sagt er. Eine weitere wichtige Begegnung war die mit Michael Cahn, dem Sohn des letzten Rabbinen von Fulda, der Imhof später beim Aufbau eines Austauschprogramms zwischen seiner Berufsschule und Hochschulen in Jerusalem, Haifa und Herzliya in Israel half.

Die Gespräche, die die Gruppe in der Besuchswoche mit Überlebenden führte und die Imhofs Team später für das Fuldaer Archiv transkribierte und übersetzte, mündeten Ende der 1980er Jahre auch in eine Wanderausstellung zur Nazizeit in Fulda, wo zuvor um die 1.000 Juden gelebt hatten. Die Geschichtsarbeit mit Jugendlichen zieht sich durch die gesamte Tätigkeit von Imhof. Er hat darüber hinaus zahlreiche Veranstaltungen, Exkursionen und Diskussionen zu jüdischen Themen organisiert.

Seine Interviews mit ehemaligen Bürgern bildeten die Grundlage für das Buch, das aus seinen akribischen Recherchen zur tausendjährigen jüdischen Geschichte Fuldas entstand. Es spannt den Bogen von der Ritualmordanklage gegen die Fuldaer Juden im Jahr 1235 über die Blütezeit in der Frühen Neuzeit (als die Stadt ein Zentrum jüdischer Lehre war, mit einer berühmten Jeshiva und dem legendären Talmud-Gelehrten des 17. Jahrhunderts, Rabbi Meir Schiff) bis hin zu ihrer Zerstörung durch den Holocaust.

In seinem zweiten Buch, das sich mit dem jüdischen Leben in der Rhön befasst, konzentrierte Imhof sich auf 20 jüdische Landgemeinden der Region. „Ich wollte den Menschen vermitteln, wie wichtig die jüdischen Gemeinden in den Rhön-Dörfern für die wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Entwicklung unserer Zeit waren“, sagt er. „Schon in der Frühen Neuzeit waren sie es gewesen, die neue Geschäftsideen hervorbrachten, und im 19. Jahrhundert waren sie ein Motor der Moderne in unserer Region – und besonders auf dem Land. Sie brachten neuen wirtschaftlichen Schwung, sie entwickelten die Verkehrsinfrastruktur

und das Schulsystem, sie waren in den Gemeindevertretungen und politischen Gruppen der Dörfer vertreten und waren Mitbegründer von Sportvereinen und Banken.“

Das Buch über die Rhön war auch Grundlage einer Wanderausstellung, die in der kleinen Stadt Tann begann, wo es vor der NS-Zeit eine lebendige jüdische Gemeinde gegeben hatte. 2014 kuratierte Imhof eine weitere Ausstellung, *200 Jahre Emanzipation der Juden in der Region Fulda*, die im Vonderau-Museum Fulda und an mindestens 15 Schulen der Region gezeigt wurde. Die zwei Ausstellungen sind jetzt Teil einer zusammengeführten Wanderausstellung.

Im Jahr 2016 konnte auf Basis von Imhofs Recherchen eine Gedenktafel errichtet und eingeweiht werden, die an die von den Nationalsozialisten ermordeten jüdischen Schüler des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums erinnert. Imhof hatte auf Anregung des Schulleiters zur jüdischen Geschichte recherchiert und herausgefunden, dass von den 615 Schülern, die zwischen 1870 und 1936 die Schule besucht hatten, 104 von den Nationalsozialisten ermordet wurden. 250 überlebten den Holocaust. Das Schicksal der Übrigen ist unbekannt.

Die Tafel zeigt auch, wann und wo die Kinder geboren wurden, wann sie die Schule besuchten und in welchem Konzentrationslager sie starben, mit kurzen Biographien. „Mit der Tafel an einem prominenten Platz in der Schule haben wir ihnen ihre Namen [zurück]gegeben“, sagt er.

Für Imhof, der Beziehungen zum Anne Frank Institut in Frankfurt und anderen Organisationen aufgebaut hat, die sich dem Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus widmen, und der kontinuierlich am Ausbau der Verbindung zwischen Fulda und Lehrstätten in Israel arbeitet, ist seine Arbeit eine nie endende Aufgabe.

„Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen, immer wieder über die Verbrechen an den Juden aufzuklären und vor dem wieder aufkommenden Antisemitismus zu warnen. Der Gefahr des Verdrängens, Vergessens und Leugnens müssen wir uns entgegenstellen“, erklärt er. „Wir bewegen uns Schritt für Schritt voran, und die kleinen Schritte dauern oft am längsten, aber sie zeigen auch Ergebnisse. Wir müssen in unseren Schulen und unserer Gesellschaft den Geist der Menschlichkeit, der Menschenrechte und Solidarität vermitteln. Es gilt den gegenseitigen Respekt und die Verantwortung für diese Werte in unserer Gesellschaft und unseren Schulen zu verankern.“

Vorgeschlagen von: Gaby Goldberg, Beth Shemesh, Israel; Margarita Karasik, Jerusalem, Israel; Roman Melamed & Bella Gusman, Fulda, Deutschland; Linda Weiland, Fulda, Deutschland

Preisträger

EGON KRÜGER

Pasewalk, Mecklenburg-Vorpommern

„Es ist für mich, als würde ich Mosaiksteine sammeln, um ein großes Gebäude zu bauen ...“

Egon Krügers Interesse an der jüdischen Geschichte wurde schon als Kind geweckt. Aufgewachsen in den 1940er Jahren auf der Ostseeinsel Rügen, erinnert er sich an einen Freund seines Vaters, Adalbert Bela Kabaklein, dem das örtliche Kurhaus gehört hatte und der Geschichten über das Überleben unter der Naziherrschaft im 2. Weltkrieg erzählte. Krügers Eltern waren als Bauern vor dem Krieg mit vielen jüdischen Geschäftsleuten in ihrem Dorf befreundet gewesen und „kannten also das Leben mit jüdischen Mitbürgern“, erzählt Krüger.

Viele Jahre später, 1962, erinnerte ihn eine zufällige Entdeckung an diese Geschichten und weckte seine Neugier. Nach dem Studium der Chemie und Biologie an der Universität Greifswald war er zu der Zeit als Gymnasiallehrer im nahe der polnischen Grenze gelegenen Pasewalk in Mecklenburg-Vorpommern tätig.

Dort stieß er auf einen Gedenkstein für Paul Behrendt, einen angesehenen Bürger und Besitzer einer Eisengießerei, dessen jüdische Familie eine wichtige Rolle für die Entwicklung Pasewalks im 19. Jahrhundert gespielt hatte. „Der Schuldirektor sagte, man sollte sich für Lokalgeschichte interessieren. Wichtig wäre dabei aber auch, sich um die jüdische Geschichte zu kümmern“, sagt Krüger, der dadurch zu weiteren Recherchen angeregt wurde. Was sich dabei offenbarte, entwickelte sich zu einer lebenslangen Passion.

Bis 1812 hatten nur zwei Juden in Pasewalk gelebt. Ein Edikt des preußischen Königs erlaubte danach jedoch die weitere Ansiedlung von Juden, sodass die Bevölkerung

rasch wuchs. 1830 lebten bereits mehr als 100 Juden in der Stadt. 1834 wurde eine Synagoge erbaut, kurz darauf ein jüdischer Friedhof eingerichtet. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebten um die 300 Juden in Pasewalk, die mehr als 5 Prozent der Einwohner ausmachten und damit die zweitgrößte jüdische Gemeinde in Pommern bildeten. „Juden waren gleichberechtigt, sie waren anerkannte Bürger und leisteten wesentliche Beiträge zur Gemeinschaft als Händler, Ärzte, Anwälte, Fabrikbesitzer und [in] anderen Berufen. Sie spielten eine wichtige Rolle für die Wirtschaft“, sagt Krüger.

Kaum jemand in der Stadt kannte zu der Zeit noch die Geschichte dieser Menschen. Krüger machte sich daran, mehr in Erfahrung zu bringen. „Nachdem ich mit meinen Recherchen begonnen hatte, kontaktierte ich Juden in aller Welt. Meine Arbeit wuchs immer weiter, und ich merkte, wie dankbar die Menschen für meine Entdeckungen waren – das gab mir die Motivation zum Weitermachen.“

Krüger dokumentierte das Leben der ehemaligen jüdischen Bürger von Pasewalk mit größter Sorgfalt. Er hielt Vorträge, schrieb Artikel, war Gastgeber für jüdische Familientreffen und leitete Führungen durch das jüdische Pasewalk. Aus seinen Aktivitäten entstand ein wachsendes Netzwerk von Beziehungen zu Angehörigen von Bürgern aus der Vorkriegszeit.

„Meine Arbeit fand öffentliches Interesse und brachte die Menschen zum Nachdenken über die Vergangenheit, über die sie vorher schlicht gar nichts gewusst hatten“, erzählt Krüger. „Bei Führungen für Schüler merke ich immer, wie sehr sie sich für das Thema interessieren. Sie hören dann immer so aufmerksam zu, dass man eine Stecknadel fallen

hören könnte. Und das ist für mich ein sehr positives Zeichen.“

Ab 1985 war Krüger als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Medizinischen Fakultät der Universität Greifswald tätig. Nach seiner Pensionierung im Jahr 2002 intensivierte er sein Engagement, um die Vergangenheit aufzudecken und in der Öffentlichkeit zu vermitteln, welchen Beitrag die Pasewalker Juden geleistet hatten. Für den heute 81-Jährigen ist die größte Motivation das Bestreben, sein Werk zu vollenden, „bevor die nächste Generation es vergisst. Wenn wir es nicht jetzt tun, während man noch mit Zeitzeugen und den Menschen jener Zeit sprechen kann, ist alles verloren.“

Krüger hat sich unermüdlich für das Gedenken an das Leben der Juden von Pasewalk eingesetzt, die im Holocaust ermordet wurden, und alle 78 Stolpersteine initiiert, die heute in den Straßen der Stadt zu sehen sind.

Darüber hinaus hat er zwei Bücher über die Pasewalker Juden geschrieben: *Jüdisches Leben in Pasewalk*, eine detaillierte Chronik der Familiengeschichten und Schicksale von Pasewalker Juden und ihren Nachfahren, erschien im Jahr 2009. Das 2017 veröffentlichte Werk *Zur Geschichte der jüdischen Bürger in Pasewalk* umfasst eine Fülle von Archivmaterial, wie Fotos, Dokumente, Briefe und Annoncen. Es zeichnet ein vollständiges historisches Bild des jüdischen Vermächtnisses der Stadt.

Im Jahr 2005 konnte Krüger anlässlich der Verlegung von Stolpersteinen für die Familie Behrendt mehr als 30 Nachfahren der Familie in Pasewalk begrüßen, und seine Recherchen waren von entscheidender Bedeutung für die Vervollständigung der Familienbiographie der beiden Enkelinnen von Paul Behrendt.

Obwohl er in einem östlichen Bundesland lebt, wo der Rechtsextremismus derzeit wächst und einige Mitbürger seiner Arbeit offen feindlich gegenüberstehen und ihn sogar bei Vorträgen einzuschüchtern versuchen, reagiert Krüger auf Drohungen nur mit einem Schulterzucken. „Ich bin so bekannt in Pasewalk, dass sich selbst diese Rechtsextremen niemals trauen würden, mir etwas anzutun. Ich kann sogar mit ihnen reden“, sagt er. „Bei einer Veranstaltung in

einem Nachbarort, wo ich im Stadtparlament über die Stolpersteine sprach, fragte mich ein Politiker der Rechten: ‚Wenn ich einen Stolperstein stifte, bekomme ich dann auch eine Spendenbescheinigung für das Finanzamt?‘ Ich sagte nur ‚Ja, natürlich‘, und alle waren höchst erstaunt, dass diese Konversation überhaupt stattfand.“

In der Reichspogromnacht wurde die jahrhundertealte Pasewalker Synagoge niedergebrannt und der Friedhof zerstört. Die letzten Pasewalker Juden wurde am 12. Februar 1940 in die Konzentrationslager deportiert. Das war das Ende der jüdischen Gemeinde der Stadt. Heute stehen vom Friedhof nur noch die Mauern, es gibt keine Grabsteine mehr. 1988 initiierte Krüger anlässlich des 50. Jahrestags der Reichspogromnacht eine Gedenktafel am Standort der ehemaligen Synagoge. Und im November 2018 wurde auf Krügers Initiative und mit Unterstützung der örtlichen Kirche und des Bürgermeisters ein Gedenkstein eingeweiht.

„Dr. Krügers Arbeit ist von unschätzbarem Wert für die Vermittlung der Geschichte der Juden in Deutschland gegenüber der Nachkriegsgeneration“, sagt Irene Black, eine Enkelin von Paul Behrendt. Derzeit sammelt Krüger Daten für weitere Familienstambäume von Pasewalker Juden zur Veröffentlichung. Und er schreibt und veröffentlicht auch weiterhin Zeitungsartikel, nach wie vor angetrieben von dem Wunsch, die noch ungeschriebenen Familiengeschichten zu erzählen und der nächsten Generation zu vermitteln.

„Solange es meine Gesundheit erlaubt, werde ich weitermachen. Die Arbeit macht mir große Freude und gibt mir so viel, weil es mir dadurch gelingt, die Menschen vor Ort in diese Projekte einzubinden. Ich fühle keinen Druck, es ist alles freiwillig – das ist meine Passion. Es ist für mich, als würde ich Mosaiksteine sammeln, um ein großes Gebäude zu bauen, und ich bin immer noch dabei. Es gibt für diese Art der Arbeit kein Ende, weil man immer noch kleinere Steine hinzufügen kann.“

Vorgeschlagen von: Irene Black, Surrey, GB; Hava Jalon, Ashrat, Israel; Rosemarie Palliser, Aigues Mortes, Frankreich; Gabriel Ronen, Azor, Israel; Uri Rosenan, Yehud, Israel

Preisträgerin **HILDE SCHRAMM & DIE STIFTUNG ZURÜCKGEBEN** Berlin

*„Man muss seine Stimme erheben,
aber es gilt auch zu handeln.“*

Hilde Schramm ging es immer darum, etwas zu tun. Unterstützen, unterrichten, einstehen, begleiten, ermutigen ... und ganz sicher zurückgeben. Sie ist eine Aktivistin im wahrsten Sinne des Wortes. Als heute 82-Jährige blickt sie auf ein Leben zurück, in dem es ihr stets darum ging, Probleme nicht nur aufzuzeigen, sondern sich dafür einzusetzen, dass die Dinge sich ändern. Sie war unter anderem als Professorin, Autorin und Politikerin tätig und hat in Brandenburg die Regionale Arbeitsstelle für Ausländerfragen gegründet und geleitet. Sie hat zur Prävention von Rechtsextremismus an Schulen publiziert und gelehrt. Nach der Finanzkrise in Griechenland hat sie den Aufbau eines gemeinnützigen Vereins zur Förderung von Projekten in Griechenland unterstützt. Und sie teilt heute ihr Zuhause mit Geflüchteten aus Syrien und Afghanistan.

Daher überrascht es nicht, dass sie drei wertvolle Gemälde, die sie 1992 erbt und von denen sie vermutete, dass sie während der Zeit des Nationalsozialismus jüdischen Familien gestohlen worden waren, nicht behalten und auch nicht einfach weggeben wollte. Zunächst einmal stellte sie umfangreiche Recherchen an, um die ursprünglichen Eigentümer zu finden. Als das nicht gelang, verkaufte sie die Bilder und gründete mit dem erzielten Erlös die Stiftung ZURÜCKGEBEN zur Förderung jüdischer Frauen in Kunst und Wissenschaft. Die Stiftung nutzte sie dann als Plattform, um in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für den enormen Umfang an Eigentum zu wecken, das jüdischen Familien zwischen 1933 und 1945 geraubt wurde und sich in vielen Fällen heute noch in deutschem Besitz befindet.

In dem Vierteljahrhundert seit ihrer Gründung hat die Stiftung mehr als 150 in Deutschland lebende jüdische Frauen bei einzigartigen kreativen Projekten unterstützt, die zu einer größeren öffentlichen Aufmerksamkeit für das jüdische Vermächtnis und seine fortdauernde Wirkung in

Deutschland beitragen. Dank des Engagements von Schramm und ihren Kolleginnen konnten jüdische Frauen gefördert werden, die aus aller Welt – Südamerika, Russland, Israel, USA – nach Deutschland kamen. Die Bandbreite der Projekte reicht von der Wiederentdeckung jüdischer Künstlerinnen und Künstler über Kindertheater und die Erforschung der Familiengeschichte bis hin zu Ausstellungen, Tanzshows, Büchern und Filmen. Die Jury der Stiftung besteht ausschließlich aus Frauen, die sich sämtlich ehrenamtlich engagieren. Seit 1994 hat die Stiftung Fördermittel in Höhe von rund 500.000 Euro vergeben, mit Einzelförderungen je nach Projekt zwischen 300 und 11.000 Euro.

Für Schramm war bei den Gemälden, mit denen alles begann, von Anfang an klar, dass sie sie niemals behalten könnte. Sie hatte mit dem Wissen gelebt, dass sich ihr Vater während seiner Zeit bei der SS von Juden gestohlene Kunstwerke, Möbel und andere Besitztümer angeeignet hatte. Als Tochter von Albert Speer, Hitlers Chefarchitekt und späterer Rüstungsminister, hatte sie sich schon vor langer Zeit mit der Rolle ihres Vaters im Krieg auseinandergesetzt. Zu Kriegsbeginn war sie erst drei Jahre alt gewesen, und im Jugendalter war ihr Vater bereits in Nürnberg verurteilt worden und saß eine 20-jährige Haftstrafe in Spandau ab. Anders als manch andere ihrer Generation hat sie dieses schwierige Vermächtnis nie verheimlicht, sondern öffentlich anerkannt. Ihr Leben war völlig anders als das seine, und sie wollte nach dem Tod ihrer Mutter nicht von seinem Erbe profitieren.

„Ich wollte die Gemälde nicht behalten“, erinnert sich Schramm. „Und wenn ich sie einfach verkauft hätte, wäre ich mir wie eine Profiteurin vorgekommen.“ So setzte sie sich in ihrer Berliner Wohnung mit einer Handvoll vertrauter und politisch engagierter Frauen zusammen und diskutierte darüber, was sie tun sollte. „Meine Freundinnen waren Feministinnen – sie setzten sich für die Rechte und Gleichberechtigung von Frauen ein“, sagt sie. Das Ergebnis der Diskussionen war die Gründung der Stiftung ZURÜCKGEBEN unter Leitung von Schramm und drei Freundinnen.

„Als wir anfangen, war die Vorteilsnahme aufgrund der Vertreibung und Deportation von Juden

kein großes Thema in Deutschland“, sagt Schramm. „Wir haben versucht, das Thema bekannt zu machen.“ Die Stiftung ZURÜCKGEBEN war die erste Institution ihrer Art in Deutschland, die das Schicksal jüdischer Kunstwerke und anderer Besitztümer in den Fokus nahm, die die Nationalsozialisten gestohlen hatten – ein Thema, das seither weltweit Aufmerksamkeit gefunden hat, in Gerichtsprozessen, Büchern und Hollywood-Filmen.

„Es ging nicht nur um Kunst, sondern auch Stühle, Teppiche, Lampen ... alle möglichen Haushaltsgegenstände“, sagt sie. „Solche Auktionen hatten in sehr vielen Städten und Dörfern stattgefunden, aber es gab dazu keine Dokumentation und keine Forschung. Es war für uns wie ein schwarzes Loch. Wir wollten zeigen, dass viele Familien profitiert hatten und Gegenstände besaßen, die ihnen eigentlich nicht gehörten – und sie ermutigen, in ihre eigene Familiengeschichte zu schauen und die richtigen Schlüsse zu ziehen. Wir wollten mit unserem eigenen Beispiel den Menschen bewusst machen, wie groß das Ausmaß der Vorteilsnahme durch die Vertreibung und Ermordung der Juden gewesen war.“

Schramms Weg zu diesem Projekt war weder kurz noch direkt. Sie wurde 1936 in Berlin als Hilde Speer geboren und wuchs „wie viele meiner Generation mit dem Wissen [um den Holocaust] auf und war schockiert“, aber ohne zu wissen, was sie dagegen tun könnte. Nach dem Krieg zog Schramm mit ihrer Mutter nach Heidelberg, wo sie eine Schule besuchte, die ursprünglich von Elisabeth-von-Thadden, einer von den Nazis ermordeten Widerstandskämpferin, gegründet worden war. Dort traf sie auf die jüdische Lehrerin Dora Lux, die sie sehr bewunderte. Lux hatte den Krieg in Berlin überlebt und wurde sehr prägend für Schramms Verständnis von der Vergangenheit. Schon als Teenager entwickelte sie den Wunsch, Politikerin zu werden, „um eine demokratischere, tolerantere und multikulturellere Gesellschaft aufzubauen.“ Ein Austauschjahr an der Hastings High School am Hudson River bei New York City gab ihr weitere Denkanstöße hinsichtlich der Ungleichheit im Bildungswesen. „Ich wollte das Schulsystem in Deutschland verändern, weil es unfair war“, sagt sie.

Schramm heiratete, bekam Kinder und machte mehrere Universitätsabschlüsse, bevor sie in Erziehungswissenschaft habilitierte und als Professorin für das Fach tätig wurde. Sie spielte zudem in der Friedens- und Frauenbewegung sowie anderen gesellschaftlichen Bewegungen im Berlin der 1980er Jahre eine aktive Rolle. Als Politikerin saß sie in zwei Legislaturperioden für die Alternative Liste (heute Bündnis 90/Die Grünen) im Abgeordnetenhaus von Berlin, dem sie 1989-90 auch als Vizepräsidentin vorsah.

Schramm gründete später die Regionale Arbeitsstelle für Ausländerfragen in Brandenburg,

die sich für den Kampf gegen Rechtsextremismus und Rassismus einsetzt. 2004 wurde sie mit dem Moses-Mendelssohn-Preis für ihre Arbeit zur Förderung interkultureller Toleranz ausgezeichnet, und sie hat zahlreiche Schriften verfasst, die Lehrern helfen, faschistischen Tendenzen an ihren Schulen zu begegnen. 2012 veröffentlichte Schramm ihr Buch *Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux, 1882-1959*, eine sorgsam recherchierte Biographie. Lux hatte nicht nur als Jüdin den Holocaust überlebt, sondern gehörte zu den ersten Frauen in Deutschland, die das Abitur machten, und war eine Wegbereiterin des Frauenstudiums.

Laut Sharon Adler, Vorstandsvorsitzende der Stiftung ZURÜCKGEBEN, spielt Schramm auch heute noch eine wichtige Rolle in der Stiftung. Und ihr Geist und ihre Grundeinstellung ziehen sich durch die gesamte Arbeit der Organisation, in einer Zeit, da der Rechtsextremismus wieder Zulauf erhält. „Hilde Schramm hat mit ihrer jahrzehntelangen Arbeit das Leben und Wirken unzähliger Menschen, vor allem Frauen, nachhaltig und positiv beeinflusst“, sagt Adler. „Dieser Tatendrang und das unermüdliche Eintreten scheinen gerade aktuell nötiger denn je.“

Mit ihren 82 Jahren geht Schramm immer noch mit gutem Beispiel voran und stellt ihr Engagement für Menschen, die von Verfolgung bedroht sind, immer wieder unter Beweis. So hat sie vor einiger Zeit zwei Geflüchtete in ihr Berliner Zuhause aufgenommen: „Ich teile seit 2015 Bad und Küche mit Geflüchteten. Das sind junge Menschen, die ich dabei unterstütze, in Deutschland gut klarzukommen“, sagt sie. „Ich kenne auch jüdische Menschen hier in Deutschland, die das Gleiche tun. Man muss seine Stimme erheben, aber es gilt auch zu handeln. Man kann sein Umfeld beeinflussen.“

Schramm ist besorgt angesichts des wieder aufkommenden Rechtsextremismus in Deutschland. Dennoch ist sie davon überzeugt, dass die demokratischen Werte in der deutschen Gesellschaft fest verankert sind. „Wir waren uns immer der Gefahr bewusst, dass Antisemitismus und Rechtsextremismus zurückkommen könnten“, sagt Schramm. „Die Gefahr ist da ... wir kennen sie alle. Ich habe mich in Ostdeutschland gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus engagiert.“

Ein wichtiges Element dieser Arbeit besteht darin, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. „Man musste sich immer fragen: ‚Wie konnte das geschehen?‘, und die Frage bleibt immer aktuell“, sagt sie. „Das wird auch nach meinem Tod noch so sein. Ich bin eine Bürgerin, die sich für die jüdische Geschichte interessiert, wie viele andere es tun und tun sollten.“

Vorgeschlagen von: Jani Pietsch, Berlin, Deutschland; Merle Stöver, Berlin, Deutschland

*Auszeichnung für
herausragende Leistungen*

BENIGNA SCHÖNHAGEN
Augsburg, Bayern

*„Man muss die Demokratie
verteidigen, die einem das Recht
gibt, anders zu sein.“*

Als Benigna Schönhagen 2001 Direktorin des Jüdischen Kulturmuseums Augsburg-Schwaben wurde, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass das Museum zwar rituelle jüdische Gegenstände ausstellte, die Geschichte der lebendigen jüdischen Gemeinde, die es dort einst gegeben hatte, aber nicht präsentierte. „Es befasste sich nicht mit jüdischer Lokalgeschichte, nicht mit der Geschichte konkreter Juden in Augsburg, und ich dachte: ‚Das muss ich ändern‘“, erinnert sich Schönhagen.

Unter ihrer Leitung startete das Museum verschiedene ehrgeizige Projekte, um die Geschichte wieder zum Leben zu erwecken. „Es war mir sehr wichtig, einerseits jüdischen Menschen die Geschichte der Stadt zu zeigen, aber andererseits auch den Augsburgern zu vermitteln, wie wichtig der jüdische Teil ihrer Geschichte ist – und ihnen ins Bewusstsein zu rufen, dass dies Teil ihrer eigenen Geschichte ist“, sagt sie.

2006 eröffnete das Museum eine Dauerausstellung zur Geschichte der Juden von Augsburg vom frühen 13. Jahrhundert bis heute. Die Ausstellung umfasst auch die faszinierende Geschichte der umliegenden jüdischen Dörfer (so genannte Judenorte), wo sich Juden nach ihrer Vertreibung aus Augsburg niedergelassen hatten und die jüdische Kultur gedieh – eine Periode, die im Mittelalter begann und erst 1861 offiziell beendet wurde.

„Wir haben versucht, die Beziehung zwischen der Stadt und den jüdischen Landgemeinden aufzuzeigen und die vielen jüdischen Gedenkorte in der Umgebung miteinander zu verbinden“, sagt Schönhagen. Mit ihrer Forschungsarbeit hat sie zur Dokumentation eines außergewöhnlichen Netzwerkes von Landsynagogen, Friedhöfen, rituellen Bädern und einst von Juden bewohnten Häusern beigetragen, das die jüdische Geschichte der Region umspannt.

Das war aber nur ein Teil des leidenschaftlichen, langjährigen Engagements von Schönhagen, um Augsburgs jüdisches Vermächtnis wieder lebendig

werden zu lassen. Zwischen 2001 und 2016 leitete sie das Programm „Lebenslinien“, in dessen Rahmen alljährlich ehemalige jüdische Bürger von Augsburg zur Gedenkfeier anlässlich der Reichspogromnacht eingeladen wurden. Die Besucher erzählten in einer persönlich gestalteten Veranstaltung im Theater ihre Familiengeschichten und nahmen im Laufe einer Woche an Diskussionen und Workshops mit Schülern teil, die aufgezeichnet und später als DVDs herausgebracht wurden. Und Schönhagen konnte sogar die Finanzierung für eine Buchreihe zu den Familiengeschichten der Besucher sichern. Jedes Buch erforderte akribisch vorbereitete Interviews und fundierte Recherchen – eine Aufgabe, die Schönhagen jeweils vor den jährlichen Treffen allein übernahm.

„Die Idee war, sie nicht nur ihre Verfolgungserfahrungen nach 1933, sondern die Geschichte ihrer Familien erzählen zu lassen, um zu zeigen, dass es vor 1933 Juden gegeben hat und wie sie gelebt haben, und auch zu vermitteln, wie es ihnen dann nach der Emigration erging“, sagt sie. Eine der Teilnehmerinnen des Programms war Liese Fischer (geborene Einstein, nicht verwandt mit dem bekannten Wissenschaftler) aus Silver Spring, Md., USA. Sie stammte aus dem Augsburger Stadtteil Kriegshaber, und ihr Vater war einer von sechs Brüdern, die alle Viehhändler gewesen waren. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viele Menschen aus Augsburg kamen, um Liese Fischer zu treffen – ihre Familie, die Familie Einstein, war nicht vergessen“, sagt Schönhagen und erklärt, dass die Besuche im Rahmen des Lebenslinien-Programms für die Familien eine sehr bereichernde Erfahrung waren. „Die jungen Menschen kennen zu lernen, die an ihrer Geschichte interessiert waren und sie hören wollten – das war das Wichtigste für die Eingeladenen. Sie alle wollten den jungen Leuten eine Botschaft vermitteln: ‚Seid achtsam, seid offen.‘“

Ein weiteres herausragendes Beispiel für Schönhagens Engagement sind die so genannten Erinnerungsbänder, die an Häusern angebracht wurden, wo früher einmal Juden gelebt hatten. „Zuerst wollten wir Stolpersteine verlegen, aber dann sagten wir uns: ‚Nur Steine im Bürgersteig, [...] das ist nicht genug. Wir wollen, dass man in Augsburg die Lebens-

geschichte dieser Menschen kennen lernt, die während der NS-Zeit verfolgt wurden“, sagt sie.

2004 erstellte Schönhagen eine Broschüre zu den Erinnerungsstätten, und 2010 wurden auf ihre Initiative Informationstafeln an den Eingängen zu jüdischen Friedhöfen in der Region angebracht, die zuvor keine Beachtung erfahren hatten.

2013 schuf sie eine Website und eine Ausstellung über Synagogen in der Region, die unter anderem in München, Bamberg und Würzburg gezeigt wurde; 17. Station war im Jahr 2018 Stuttgart. „Wir haben versucht zu zeigen, dass die Synagoge als ein historisches ‚Dokument‘ gelesen werden kann, und dass man eine Menge über die Geschichte der Juden lernen kann, wenn man sich die Architektur der Synagogen anschaut“, erklärt sie.

Zu Ehren des 100-jährigen Jubiläums der Augsburger Synagoge im Jahr 2017 war Schönhagen Mitorganisatorin einer Feier mit der jüdischen Gemeinde von Augsburg. An der Veranstaltung nahmen 99 ehemalige jüdische Bürger und Nachfahren teil. Bei dieser „Augsburg Reunion“ trafen sich erstmals die Nachfahren Augsburger Juden der zweiten, dritten und sogar vierten Generation aus aller Welt. Bei Besuchen auf den Friedhöfen oder in den Häusern, wo ihre Vorfahren gelebt hatten, kam es zu Begegnungen von Familienmitgliedern, die sich noch nie getroffen hatten. „Man kann sich gar nicht vorstellen, wie bewegend das war“, sagt Schönhagen.

Schönhagen wuchs in den 1950er und 60er Jahren in Koblenz am Rhein auf und hatte keinen Kontakt zu jüdischen Menschen. Als Kind gläubiger evangelischer Eltern kannte sie „nur die Juden aus der Bibel“. Einer ihrer Großväter war Pastor, und ihre Familie sprach offen über die NS-Zeit und die Geschichte der Juden in Koblenz. Dennoch, so sagt sie, „war das für mich etwas Abstraktes [...]. Später habe ich Geschichte studiert, und es gab weder Juden in meinem Studiengang noch Vorlesungen oder Seminare zur jüdischen Geschichte.“

Ihre Doktorarbeit an der Universität Stuttgart schrieb sie zur Geschichte von Tübingen in der Zeit des Nationalsozialismus. Dafür suchte und fand sie auch Nachfahren ehemaliger jüdischer Bürger von Tübingen. „Diese Begegnungen waren enorm inspirierend für mich. Ich lernte Menschen kennen, die so ein wunderbares Deutsch sprachen, deren Denkhorizont so weit war und die so offen waren – und ich begann mich für ihre Kultur und ihre Geschichte zu interessieren.“

Anstatt nach dem Studium wie geplant als Lehrerin zu arbeiten, nahm Schönhagen eine Stelle als Kuratorin an, um geschichtliche Ausstellungen zu gestalten. In Stuttgart befasste sie sich in diesem Zusammenhang mit dem 2. Weltkrieg und der jüdischen Geschichte. 1993 ging sie dann in die kleine baden-württembergische Stadt Laupheim, die im 19. Jahrhundert die größte jüdische Gemeinde beherbergte. Die Stadt

war auf der Suche nach einem neuen Konzept für ihr Regionalmuseum, aber ein jüdisches Thema war nicht vorgesehen. „Mein Ziel war, ihnen zu zeigen, dass die jüdische Geschichte Teil ihrer eigenen Geschichte ist“, erinnert sich Schönhagen.

„Als ich nach Laupheim kam, hatte ich immer das Gefühl, dass ein Teil der Stadt fehlte. Es gab allerdings Widerstand, sogar vom Bürgermeister, [weil] Familien, die Teil der NS-Vergangenheit waren, immer noch dort lebten. Aber mir war sehr wichtig, auch zu zeigen warum und unter welchen Bedingungen die Koexistenz gut war.“ Ihr Konzept wurde schließlich akzeptiert, und Schönhagen brachte das Museum zur Geschichte von Christen und Juden auf den Weg, das heute eine bedeutende, von der ganzen Stadt unterstützte Institution ist.

Später, als Direktorin des Jüdischen Kulturmuseums Augsburg-Schwaben, konnte Schönhagen sich ganz auf die frühe jüdische Präsenz in der Stadt und ihrer Nachbarschaft konzentrieren, wo die Juden im 19. Jahrhundert beispielsweise führend in der Textilindustrie waren. Vor dem 2. Weltkrieg hatte die jüdische Gemeinde rund 1000 Mitglieder.

Es ist der menschliche Kontakt, den Schönhagen mit Überlebenden und ihren Nachfahren gepflegt hat, der sie zu so einer wichtigen Persönlichkeit in der Gedenkkultur für jüdisches Leben macht. In ihrem Bemühen um den Aufbau von Toleranz und gegenseitigem Verständnis hat sie gemeinsam mit den christlichen Gemeinden von Augsburg und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit die LEHRHAUS-Veranstaltungen ins Leben gerufen. Diese bringen Christen und Juden zusammen, um über Religion und die Propheten zu diskutieren. „Man kann so viel Gemeinsames aufzeigen, aber nur, wenn auch die Unterschiede klar benannt werden. Und es ist wichtig, dies ganz offen zu tun“, sagt Schönhagen, die auch einen jungen Kantor für einen Chor gewinnen konnte, in dem heute Juden und Christen gemeinsam Synagogalmusik singen.

Für Schönhagen „sind es die Geschichten hinter der Geschichte – die individuellen Lebensläufe hinter der Katastrophe –, die mich faszinieren. Wir sehen heute wachsenden Antisemitismus auch wieder in Deutschland, und ich denke, es ist sehr wichtig, dass diese Museen den Menschen die Möglichkeit geben, anhand von Biographien zu sehen, was es bedeutete, als Juden, die Teil dieser Gesellschaft [waren], herausgerissen und ausgestoßen zu werden. Man muss die Demokratie verteidigen, die einem das Recht gibt, anders zu sein. Es ist wirklich wichtig, daran zu arbeiten und zu zeigen, was damals geschah.“

Vorgeschlagen von: Diane Castiglione, Gaithersburg, MD, USA; Bettina Kaplan, Berkeley, CA, USA; Yoram und Ofra Millo, Jerusalem, Israel; Diane Peyser, Springfield, NJ, USA; Henry Stern, New York, NY, USA; George Sturm, Englewood, NJ, USA

Jury

RABBI DR. DAVID ELLENSON ist Kanzler Emeritus und ehemaliger Präsident des Hebrew Union College-Jewish Institute of Religion (2001-2013 und 2018). Er ist außerdem ehemaliger Direktor des Schusterman Center for Israel Studies und Professor Emeritus am Department of Near Eastern and Judaic Studies der Brandeis University. Seine zahlreichen Publikationen decken ein breites Themenspektrum ab: von den Ursprüngen und der Entwicklung des orthodoxen Judentums in Deutschland im 19. Jahrhundert über orthodoxe Rechtsschriften zur Konversion in Israel, Nordamerika und Europa in der Moderne, die Beziehung zwischen Religion und Staat in Israel bis hin zur Geschichte der modernen jüdischen Religionsbewegungen und zu jüdischem Leben in Amerika. Zwei Jahrzehnte lang leitete Ellenson die Louchheim School of Judaic Studies, das Undergraduate-Programm für Judaistik an der University of Southern California unter dem Dach des HUC-JIR. Im Frühjahr 2015 wurde er von der New York University zum Distinguished Visiting Professor (Ehren-Gastprofessor) am Skirball Department of Judaic Studies berufen.

KAREN S. FRANKLIN hat die Obermayer German Jewish History Awards gemeinsam mit Arthur S. Obermayer ins Leben gerufen und ist derzeit die Juryvorsitzende. Sie ist Direktorin der Abteilung Familienforschung am Leo Baeck Institut in New York. Zuvor leitete sie 20 Jahre lang das Judaica Museum in Riverdale, New York, und war unter anderem Gastkuratorin am Museum of Jewish Heritage – A Living Memorial to the Holocaust. Frau Franklin war Vorsitzende des Council of American Jewish Museums (Rat der amerikanisch-jüdischen Museen), Präsidentin der International Association of Jewish Genealogical Societies (Internationale Vereinigung jüdisch-genealogischer Gesellschaften) sowie Co-Vorsitzende des Direktoriums von JewishGen, einer Organisation, die die gleichnamige Website zur jüdischen Genealogie betreibt. Darüber hinaus war sie als Vorsitzende des Internationalen Museumsrats (ICOM) tätig. 2012 verlieh ihr das US-amerikanische Komitee des Internationalen Museumsrats (ICOM-US) in Anerkennung ihres Engagements für die Restitution jüdischen Eigentums aus der Zeit des Holocaust seine höchste Auszeichnung: die ICOM-US Service Citation.

HANNO LOEWY ist Direktor des Jüdischen Museums Hohenems in Österreich. Er war Gründungsdirektor des Fritz Bauer Instituts und Gastkurator beim Aufbau der Dauerausstellungen der Jüdischen Museen in Frankfurt am Main und Berlin. Dr. Loewy war Präsident der Association of European Jewish Museums (Dachverband der jüdischen Museen in Europa) von 2011 bis 2017. Seine zahlreichen Publikationen befassen sich mit einem breiten Themenspektrum, von geschichtlichen Werken zu Fotografie, Film und moderner Ästhetik über jüdische Geschichte und Kultur sowie jüdische Gegenwarts-

politik bis hin zum Einfluss des Holocaust auf Literatur und Film. Seine jüngsten Werke sind *Jukebox. Jewkbox! A Jewish Century on Shellac and Vinyl* (2014) und *Endstation Sehnsucht. Eine Reise durch Jerushaljim-Jerusalem-Al Quds* (mit Hannes Sulzenbacher, 2015).

FRANK MECKLENBURG ist der Hauptarchivar und Forschungsdirektor des Leo Baeck Instituts (LBI) New York, wo er seit 1984 tätig ist. Er steht der Zweigstelle des LBI-Archivs im Jüdischen Museum Berlin vor und ist verantwortlich für DigiBaeck, das Digitalarchivprojekt des LBI. Er ist ein regelmäßiger Teilnehmer an Konferenzen zu Jewish Studies und German Studies und arbeitet gegenwärtig an einer Reihe von Aufsätzen zur Geschichte der Juden in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert aus einer Post-Kalter-Krieg- und Post-Ost-West-Sicht. In Berlin geboren, wanderte er 1981 in die USA aus und erhielt im gleichen Jahr den Dr.phil. von der Technischen Universität Berlin im Fach Neuere deutsche Geschichte.

SARA NACHAMA war ab Oktober 2003 Gründungsdirektorin der Berliner Zweigstelle des Touro College and University Systems (New York), der einzigen jüdisch-amerikanischen Hochschule in Deutschland, die Bachelor- und Master-Studienprogramme anbietet. Seit 2005 ist sie auch Vizepräsidentin und Rektorin des Touro College. Sie ist Mitglied im Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, zuständig für Kultur und die Jüdische Volkshochschule. Darüber hinaus ist sie im Vorstand der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V. sowie im Kuratorium des Jüdischen Krankenhauses in Berlin tätig. Im Jahr 2014 wurde ihr für ihr ehrenamtliches Engagement das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

HENRY OBERMAYER ist ein Sohn des Begründers der Obermayer German Jewish History Awards. Er ist in der Region San Francisco als Psychologe und Wissenschaftler tätig und engagiert sich als „Community Builder“ für Gemeinschaftsprojekte in seinem Umfeld. Herr Obermayer war 1988 als Dozent im Rahmen des Intensive English Program an der Universität Rostock tätig und hat Deutschland seither immer wieder aus beruflichem oder persönlichem Anlass besucht.

RALF WIELAND ist seit dem 27. Oktober 2011 Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin. Er wurde 1956 in Wilhelmshaven geboren und absolvierte eine Lehre als Speditionskaufmann. Nach seiner Berufsausbildung war er als Disponent und Leiter einer Speditionsniederlassung tätig. Danach arbeitete er als Leitungsreferent in der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen und leitete von 1996 bis 1997 die Bauabfallordnungsbehörde des Landes Berlin. 1997 wechselte er in die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie und war hier bis 1999 als Sachgebietsleiter tätig. Von 1999 – 2004 war er Landesgeschäftsführer der Berliner SPD. Dem Berliner Parlament gehört Ralf Wieland seit 1999 an. Viele Jahre war er Vorsitzender des Hauptausschusses, der einer der wichtigsten Parlamentsausschüsse und für die Beratungen des Berliner Haushaltsgesetzes und die Kontrolle des Haushaltsvollzugs durch die Berliner Regierung zuständig ist.

Bisherige Auszeichnungen

Die Ausgezeichneten stammen sowohl aus ländlichen als auch städtischen Regionen in Deutschland, und es sind fast alle Bundesländer vertreten. Die Altersspanne reicht von 30 bis über 90, und die persönlichen Hintergründe sind sehr verschieden. Allen Preisträgerinnen und Preisträgern gemeinsam ist die Liebe zur Geschichte, eine ausgeprägte Neugier auf das, was einst war, und ein tiefer Sinn für Toleranz und soziale Gerechtigkeit.

Hans-Dieter Arntz: Euskirchen, Nordrhein-Westfalen, 2009

Wolfgang Batterman: Petershagen, Nordrhein-Westfalen, 2012

Hans Jürgen Beck: Bad Kissingen, Bayern, 2013

Klaus Beer: Leonberg, Baden-Württemberg, 2013

Lothar Bembenek: Wiesbaden, Hessen, 2004

Hans-Eberhard Berkemann:
Bad Sobernheim, Rheinland-Pfalz, 2003

Jörg Berkemann: Berlin, 2017

Gisela Blume: Fürth, Bayern, 2000

Günter Boll: Steinstadt, Baden-Württemberg, 2002

Karl & Hannah Britz: Blodersweier, Baden-Württemberg, 2018

Angelika Brosig: Schopfloch, Bayern, 2010

Johannes Bruno: Speyer, Rheinland-Pfalz, 2007

Gerhard Buck: Idstein-Walsdorf, Hessen, 2008

Gisela Bunge: Gardelegen, Sachsen-Anhalt, 2002

Irene Corbach: Köln, Nordrhein-Westfalen, 2003

Lothar Czoßek: Elsteraue, Sachsen-Anhalt, 2013

Walter Demandt & Almut Holler: Norden und Hage,
Niedersachsen, 2016

Gunter Demnig: Köln, Nordrhein-Westfalen, 2005

Klaus Dietermann: Netphen, Nordrhein-Westfalen, 2009

Heinrich Dittmar: Alsfeld, Hessen, 2003

Olaf Ditzel: Vacha, Thüringen, 2002

Michael Dorhs: Hofgeismar, Hessen, 2009

Pascale Eberhard: Wawern, Rheinland-Pfalz, 2015

Klaus-Dieter Ehmke: Berlin, 2004

Rolf Emmerich: Laupheim, Baden-Württemberg, 2012

Thilo Figaj: Lorsch, Hessen, 2017

Johann Fleischmann: Mühlhausen, Bayern, 2006

Inge Franken: Berlin, 2007

Peter Franz: Weimar, Thüringen, 2016

Helmut Gabeli: Haigerloch, Baden-Württemberg, 2010

Bernhard Gelderblom: Hameln, Niedersachsen, 2009

Marlis Glaser: Attenweiler, Baden-Württemberg, 2015

Barbara Greve: Gilserberg, Hessen, 2010

GröschlerHaus: Volker Landig & Hartmut Peters:
Jever, Niedersachsen, 2017

Johannes Grötecke: Bad Wildungen, Hessen, 2014

Joachim Hahn: Plochingen, Baden-Württemberg, 2000

Guenter Heidt: Konz, Rheinland-Pfalz, 2006

Michael Heitz: Eppingen/Kraichgau, Baden-Württemberg, 2011

Detlev Herbst: Uslar, Niedersachsen, 2015

Heinz Högerle: Rexingen, Baden-Württemberg, 2011

Rolf Hofmann: Stuttgart, Baden-Württemberg, 2006

Frowald Gil Hüttenmeister: Stuttgart, Baden-Württemberg, 2014

Elmar Ittenbach: Thalfang, Rheinland-Pfalz, 2016

Gerhard Jochem: Nürnberg, Bayern, 2003

Die Joseph Group: Berlin, 2018

Kurt-Willi Julius: Vöhl, Hessen, 2006

Ottmar Kagerer: Berlin, 2000

Cordula Kappner: Hassfurt, Bayern, 2004

Jörg Kaps: Arndtadt, Thüringen, 2015

Wolfram Kastner: München, Bayern, 2005

Rolf Kilian Kießling: Forchheim, Bayern, 2013

Fritz Kilhau: Zwingenberg, Hessen, 2012

Monica Kingreen: Windecken, Hessen, 2002

Ernst & Brigitte Klein: Volksmarsen, Hessen, 2009

Hans-Peter Klein: Melsungen, Hessen, 2014

Manfred Kluge: Vlotho, Nordrhein-Westfalen, 2008

Peter Körner: Johannesberg/Aschaffenburg, Bayern, 2011

Robert Kraus: Ettenheim, Baden-Württemberg, 2005

Robert Kreibitz: Berlin, 2006

Heidemarie Kugler-Weimann: Lübeck, Schleswig-Holstein, 2010

Silvester Lechner: Elchingen, Bayern, 2014

Ina Lorenz: Hamburg, 2017

Dorothee Lottmann-Kaeseler: Wiesbaden, Hessen, 2004

Harald Roth & Volker Mall: Herrenberg, Baden-Württemberg, 2018

Charlotte Mayenberger: Bad Buchau, Baden-Württemberg, 2008

Lars Menk: Berlin, 2007

Horst Moog: Hamm-Sieg, Rheinland-Pfalz, 2018

Josef Motschmann: Staffelstein, Bayern, 2002

Hanno Müller: Fernwald-Steinbach, Hessen, 2013

Christa Niclasen: Berlin, 2012

Heinrich Nuhn: Rotenburg an der Fulda, Hessen, 2005

Walter Ott:
Münswingen-Buttenhausen, Baden-Württemberg, 2010

Carla & Erika Pick: Borken, Nordrhein-Westfalen, 2003

Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt, Angelika Rieber:
Frankfurt, Hessen, 2017

Steffen Pross: Ludwigsburg, Baden-Württemberg, 2014

Johanna Rau: Kalbach, Hessen, 2008

Christian Repkewitz: Altenburg, Thüringen, 2015

Elisabeth Quirbach & Hans Schulz:
Braunsbach, Baden-Württemberg, 2016

Fritz Reuter: Worms, Rheinland-Pfalz, 2008

Susanne Rieger: Nürnberg, Bayern, 2003

Gernot Römer: Augsburg, Bayern, 2000

Werner Schäfer: Frankenthal, Rheinland-Pfalz, 2016

Ernst Schäll: Laupheim, Baden-Württemberg, 2007

Moritz Schmid: Ichenhausen, Bayern, 2000

Rolf Schmitt: Bruchsal, Baden-Württemberg, 2017

Heinrich Schreiner: Mainz, Rheinland-Pfalz, 2002

Werner Schubert: Weißwasser, Sachsen, 2012

Jürgen Sielemann: Hamburg, 2004

Karl-Heinz Stadler: Vöhl, Hessen, 2006

Brigitta Stammer: Göttingen, Niedersachsen, 2011

Barbara Staudacher: Rexingen, Baden-Württemberg, 2011

Brunhilde Stürmer: Niederzissen, Rheinland-Pfalz, 2018

Sibylle Tiedemann: Berlin, 2011

Helmut Urbschat: Vlotho, Nordrhein-Westfalen, 2008

Ilse Vogel: Üchtelhausen, Bayern, 2005

Christiane Walesch-Schneller:
Breisach am Rhein, Baden-Württemberg, 2004

Wilfried Weinke: Hamburg, 2007

Auszeichnungen für herausragende Leistungen

Diese Auszeichnung würdigt Menschen, die einen besonderen Beitrag zur Bewahrung der deutsch-jüdischen Geschichte geleistet haben, deren Werk jedoch nicht alle Kriterien für die Awards erfüllt.

Nils Busch-Petersen: Berlin, 2016

Margot Friedländer: Berlin, 2018

Reinhard Führer: Berlin, 2016

Wolfgang Haney: Berlin, 2015

Charlotte Knobloch: München, 2014

Leipziger Synagogalehor: Leipzig, Sachsen, 2017

Renata Stih & Frieder Schnock: Berlin, 2015

Sponsoren

OBERMAYER FOUNDATION: Die Obermayer Foundation unterstützt Projekte in verschiedenen Teilen der Welt, sowohl in eigener Regie als auch im Rahmen von Sponsoring-Aktivitäten. Neben den Obermayer German Jewish History Awards hat die Stiftung zum Aufbau des Jüdischen Museums Creglingen in Baden-Württemberg beigetragen, das sie weiterhin fördert. Darüber hinaus hat die Stiftung Programme in den Bereichen Wirtschaft und Internationale Angelegenheiten in Israel und der ehemaligen Sowjetunion sowie politische Initiativen zur Förderung kleiner Unternehmen in den USA unterstützt. Ein wichtiges Anliegen ist auch das Thema soziale Gerechtigkeit in den Vereinigten Staaten. Gegründet wurde die Stiftung von dem inzwischen verstorbenen Dr. Arthur S. Obermayer, einem hoch angesehenen und vielfältig engagierten amerikanischen Unternehmer, Wissenschaftler und Philanthropen, und seiner Frau Dr. Judith H. Obermayer, die heute Präsidentin der Stiftung ist. Unterstützt wird sie von den drei Kindern, Henry Obermayer, Joel Obermayer und Marjorie Raven, die als Direktoren tätig sind. Weitere Informationen zur Stiftung finden Sie auf der Website www.obermayer.us.

DER PRÄSIDENT DES ABGEORDNETEN-HAUSES VON BERLIN: Präsident Ralf Wieland unterstützt diese Preisvergabe. Das Parlament begehrt alljährlich am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, den Deutschen Holocaust-Gedenktag. Parallel zur Einführung des deutsch-jüdischen Geschichtspreises im Jahr 2000 wurde beschlossen, die Verleihung als zentrale Veranstaltung im Rahmen des Holocaust-Gedenkens im Abgeordnetenhaus durchzuführen.

LEO BAECK INSTITUTE: Das Leo Baeck Institute (LBI) widmet sich der Dokumentation und Erforschung der Geschichte und Kultur des deutschsprachigen Judentums. Das LBI verfügt über eine 80.000 Bände umfassende Bibliothek, eine große Kunstsammlung sowie ein enormes Archiv. Es ist damit die bedeutendste Institution für Primärquellen und Forschung zur Geschichte der jüdischen Gemeinden Mitteleuropas über die letzten fünf Jahrhunderte. Seit 2014 ist das LBI Co-Sponsor der Obermayer German Jewish History Awards.

GERMAN JEWISH SPECIAL INTEREST GROUP OF JEWISHGEN: Diese Internet-basierte Organisation hat fast 2.000 aktive Mitglieder, die in der deutsch-jüdischen Genealogie-Forschung tätig sind. Die Website und das Diskussionsforum bestehen seit 1998 und sind unter www.jewishgen.org/gersig zu finden.

ERSTELLUNG DER PORTRÄTS:

Autor: Michael Levitin

Projektmanagement und Koordination: Betty Solbjør

Redaktion: Craig Bystrynski, Joel Obermayer & Lani Obermayer.

Mitwirkende: Marjorie Raven Design: Juliet Chaves

Deutsche Übersetzung/Anpassung: Heike Kähler